China, der große Unbekannte

von E. von der Brüggen, aus Die Grenzboten, 1900

Schon am Beginn des 20. Jhdts war China von großer wirtschaftlicher Bedeutung für Europa, auch wenn es politisch damals noch ohnmächtig war. Einige heute relevante Probleme und Tatsachen beschäftigten schon damals die europäischen Politiker.

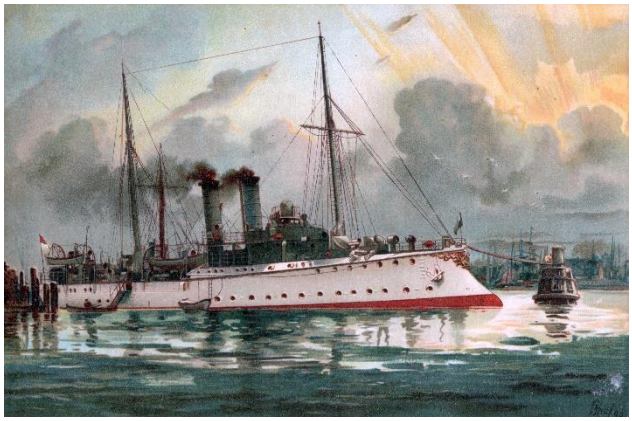
Es giebt wohl kein Land, über dessen innere Zustände, Volkswirtschaft und Volkscharakter ein Urteil abzugeben für uns Europäer so schwer wäre als China. Aber es liegen einige Erfahrungen und Thatsachen vor, die unserer Politik gegenüber diesem Reiche doch zur Richtschnur dienen können. Eine solche Erfahrung ist, daß die Chinesen kein Volk sind, das wir wie Kaffern und andre Wilde behandeln dürfen.

Diese Erfahrung wird nur zu wenig beachtet. Unsere Händler und unsre Missionare reizen den vorhandenen starken Dünkel des Chinesen oft durch einen womöglich noch stärkeren eigenen Dünkel; sie gehen hin mit dem unerschütterlichen Bewußtsein, mit ihren Waren, ihren Lehren, ihrem Wissen ein elendes, niederes Volk beglücken zu können, ja beglücken zu müssen.

Der Chinese ist nicht dieser Meinung, und er hat deshalb die aufdringlichen Beglücker schon oft verjagt oder umgebracht, weil sie gar zu herrisch in ihrem Beglückungseifer vorgingen. Der englische Opiumkrieg, die Unterstützung der Dynastie im Taiping-Aufstande durch England, anmaßendes Auftreten christlicher Kirchenherren wie andrer einzelner Europäer - das hat die Abneigung der Chinesen gegen uns gesteigert. Wäre es für uns möglich, weder Kaufleute noch Missionare nach China gehen zu lassen, so wäre wahrscheinlich den Chinesen und auch uns damit am besten gedient. Um so mehr, als keine Rasse, richtiger kein Volk der Welt nach Blut, Entwicklung, Sitten, Moral, Gesinnung und Charakter uns fremder und feindlicher gegenübersteht als das chinesische. Niemals kann uns der Chinese Freund sein, selbst die äußere Berührung im Zusammenwohnen der Städte ist uns unangenehm, ja schädlich. Das sehen wir in Amerika und in der Südsee.

Man hat ausgerechnet, daß jeder getaufte Chinese uns jährlich etwa 100 Mark koste. Wenn man sich der verbreiteten Vorliebe für recht Fernes und Fremdes entschlüge, mit der man mit weit größerer Freude einen gleichgültigen Brief aus Nanking als einen Freundesbrief aus Leipzig aus der Hand des Postboten empfängt, und wenn man Christenpflicht recht scharf von Abenteuerlust schiede, dann würden manche hundert Mark daheim besser verwandt werden, als um einen Chinesen für das Christentum zu gewinnen oder zu - kaufen.

Denn der Chinese ist von Natur Rationalist, ja Materialist in schärfster Form, und die zehntausend, hunderttausend, vielleicht eine Million christlicher Chinesen, die es giebt oder einmal gab, können nur Märtyrer oder Abtrünnige sein unter den Millionen von Landsleuten, die im Grunde ohne Religion sind. Wenn diese Christen immer und immer wieder verfolgt und erwürgt wurden, so wird man deshalb den Chinesen doch nicht religiöse Unduldsamkeit vorwerfen können. Nicht das Christentum, sondern der Fremde, der Missionar wird gehaßt, und so erleidet der christliche Chinese für den deutschen Missionar mitunter den Tod.



SMS Iltis war an der Niederschlagung des Boxeraufstandes im Jahr 1900 beteiligt.

Sollen wir, müssen wir danach streben, immer neue Opfer zu schaffen, einen Missionar hinzuschicken, um vielleicht ein paar Dutzend Chinesen mehr eines kommenden Tages bluten zu sehen? Der Chinese ist religiös viel zu gleichgültig, als daß er unduldsam sein könnte, und wir Christen sind sicher die letzten, die anderen Bekenntnissen Unduldsamkeit vorwerfen dürfen. Wenn wir entrüstet und selbstzufrieden auf das von Chinesen vergossene Christenblut hinweisen, so ist das Heuchelei oder Thorheit, denn wir haben selbst in manchem Jahrhundert weit mehr Christen um ihres Bekenntnisses willen umgebracht, als die Chinesen

seit dem ersten Auftreten des Christentums in ihrem Lande umgebracht haben. **Intolerant sind wir, nicht die Chinesen**.

Dazu kommt, daß das Christentum dort uneinig erscheint, als Katholizismus, Luthertum, Kalvinismus usw., was offenbar dem sehr praktisch und vernunftmäßig denkenden Chinesen die Heilswahrheit des Christentums nicht eben erkennbarer macht.

Es wird erzählt, daß, als der Papst die chinesischen Zeremonien, die dem Chinesen großenteils die Moral ersetzen, durch Abgesandte und durch ein Breve als heidnisch und ketzerisch hatte verdammen lassen, der Kaiser von China die Christen mit Ausnahme derer, die sich am Hofe nützlich gemacht hatten, im Jahre 1723 des Landes verwiesen, und daß er zu den Missionaren gesagt habe: „Was würdet denn ihr wohl sagen, wenn ich einen Trupp Bonzen oder Lamas in euer Land schicken wollte, um ihre Lehre dorthin zu verbreiten und eure Sitten zu ändern?" Nun, gerechterweise muß man anerkennen, daß diese Antwort auf päpstliche Flüche nicht unbillig war, und daß gegenüber dem immer aufdringlicher werdenden Europäer auch härtere Worte und Maßregeln recht wohl erklärlich sind.

Das Beglücken ist eine schöne Sache, nur muß es jemand geben, der beglückt werden will, der sich unglücklich fühlt. Wir aber überreden die Chinesen mit Kanonen, daß sie unglückliche Leute seien. Alexander der Große wird, wie ich vermute, einfach aus der Sonne getreten sein, als Diogenes ihn darum bat, und so mancher von uns mag schon einen ungebetenen Gast zum Hause hinausgeworfen haben. Dürfte man hoffen, alle Chinesen oder doch die meisten von ihnen zum Christentum zu bekehren, so möchte allerdings auch die Hoffnung berechtigt sein, daß in China eine radikale Umwandlung, vielleicht in unserm Sinne und vielleicht sogar in unserm Interesse Platz greifen werde.

Dies steht aber nach allen Wahrnehmungen und Wahrscheinlichkeiten durchaus nicht zu hoffen; wenigstens nicht auf dem bisher eingeschlagenen Wege, und solange als China so bleibt, wie es ist. Mit der religiösen Waffe ist das heutige China nicht zu überwinden, weshalb wir besser thäten, unser Geld daheim für unsre inneren Bedürfnisse zu verwenden, die freilich weniger „interessant“ sind. Anders steht es mit unserm chinesischen Warenverkehr. Wie die Dinge nun einmal liegen, können wir nicht plötzlich den Handel mit China abbrechen, müssen wir unsre Handelsleute und Handelsinteressen dort schützen.

Wären die Staaten europäischer Kultur untereinander einig, so ließe sich als zu erstrebendes Ziel denken, daß China uns freien Handel gewährte und im übrigen abgeschlossen bliebe, wie es bis vor etwa fünfzig Jahren war. So wäre China ein nützliches Absatzgebiet für unsre Erzeugnisse, und wäre keine Gefahr für unsre Industrie. Wird China geöffnet in dem Sinne, wie viele es heute bei uns wünschen, dann ersteht uns in der That eine Bedrohung durch die gelbe Rasse. Die Amerikaner haben sich längst gegen chinesische Einwanderung durch Gesetze geschützt. Bisher hinderte die chinesische Regierung die Auswanderung. Bisher wurde sie dadurch auch gehindert, daß der Chinese auf heimischer Erde sterben oder wenigstens in ihr begraben sein wollte. Ein kaiserliches gegen diese Sitte gerichtetes Dekret oder die Begünstigung der Auswanderung durch einen künftigen, reformeifrigen Kaiser kann den Strom so verstärken, daß die sozialen und wirtschaftlichen Zustände bei uns durch ihn in große Gefahr geraten würden. Wenn wir in Ostelbien keine Polen ertragen können, wenn der Berliner den „Schlesinger“ nicht in den Fabriken dulden will, wie sollten wir chinesische Kulis dulden, auch wenn sie fünffach billiger wären als deutsche Arbeiter?

Aber die Kulis brauchen gar nicht erst zu uns zu kommen und uns dadurch lästig werden. Indien war eine Goldgrube für England, weil es das reiche Absatzgebiet der englischen Industrie war. Heute liefert die Goldgrube immer weniger, weil das Land ärmer geworden ist, aber auch weil der Engländer in Indien selbst eine Industrie ins Leben gerufen hat, die der englischen erfolgreich Konkurrenz macht. Und sie macht erfolgreich Konkurrenz, weil die indische Arbeitskraft billiger ist als die englische. Wenn nun so der indische Arbeiter den englischen, den europäischen, schlägt, wie viel mehr der fleißige, intelligente, zähe, bedürfnislose, gerade für technisch-mechanische Arbeit ausgezeichnet begabte Chinese? Wir sehen ja auch in Japan, wie dort ein Industriezweig nach dem andern die europäische Ware verdrängt und schon bis nach Europa hin konkurrierend und erfolgreich auftritt. In China

sind am Kantonflusse, bei Schanghai und an andern Orten ja auch schon die Fabriken in voller Thätigkeit, um das europäische, mühsam eroberte Absatzgebiet wieder für China zurückzuerobern.

Vorläufig noch meist von Europäern geleitete Anlagen mit chinesischen Arbeitern. Aber der Chinese, zwar kein erfinderischer Geist, aber ein vortreffliches nachahmendes Talent, wird der Lehrer nicht lange bedürfen und wird dann den Spieß gegen uns umkehren. Indem wir, noch dazu mit blindem Stolz, der Verpflanzung europäischer Industrie nach China Vorschub leisten, statt sie mit allen, auch den gewaltsamsten Mitteln zu verhindern, sägen wir den Ast selbst ab, auf dem wir sitzen.

Wollen wir uns China als Absatzgebiet erhalten - und ein andres praktisches Interesse hat es ja vorläufig für uns nicht -, so müssen wir seine Abgeschlossenheit sowohl in Rücksicht auf die chinesische Auswanderung als in Rücksicht auf das Eindringen europäischer Industrie wünschen, und wir müssen vor allem möglichst verhindern, daß sich China unter europäischer Schulung und mit europäischen Waffen ein unseren Truppen ebenbürtiges Heer und eine ebenbürtige Flotte schafft (*das ist heute, 2024, der Fall*). Von diesem Standpunkt aus haben wir ein Interesse an der Erhaltung des chinesischen Reichs in seinem gegenwärtigen Bestande und an der Erhaltung der gegenwärtig herrschenden Dynastie.

Die Herrschaft der Mandschu über China wurde bekanntlich im Jahre 1644 begründet, und es wird uns berichtet, daß der Stillstand der Kultur, der unsre Verwunderung hervorruft, hauptsächlich seit dem Emporkommen dieser Herrschaft eingetreten sei. Die Mandschu sind ein Herrscherstamm, der in verhältnismäßig geringer Zahl aus dem rauhen Norden vorbrechend die ungeheure Masse des weicheren Volkes der Chinesen mit kräftiger Faust unter seine Gewalt beugte und durch ein fest geordnetes Beamtenheer unter mandschurischer Führung in seiner Gewalt erhielt. In der vortrefflichen Reisebeschreibung von Hue und Gabet (*Wanderung durch das chinesische Reich, Leipzig 1855*) wird immer wieder auf den Verfall des einst vorzüglich geordneten Reichs unter der Mandschu-Dynastie hingewiesen. „Es verfällt - so schreibt Hue am Schluß der vierziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts - immer mehr und geht vielleicht schon in naher Zukunft einem entsetzlichen Ruin entgegen.

Wir haben den Ursachen dieser allgemeinen Zersetzung und Verderbnis nachgeforscht, und wir finden, daß sie vorzugsweise daher kommen, daß die Mandschu-Dynastie das alte Regierungssystem in vielen wesentlichen Punkten sehr empfindlich beeinträchtigt hat. Sie hat angeordnet, daß ein Mandarin sein Amt an einem und demselben Ort nicht länger als drei Jahre bekleiden solle, und daß keiner in seiner Heimatprovinz Beamter werden und sein könne. Es liegt auf der flachen Hand, was damit bezweckt werden soll. Die Mandschu kamen als Eroberer nach China und erschraken über ihre eigene geringe Anzahl.

Die Zahl der Mandschu reichte nicht aus, alle Beamtenstellen zu besetzen, auch hätte eine solche Maßregel einen allzu gehässigen Charakter gehabt. Die Besiegten sollten also nach wie vor Beamtenstellen bekleiden. Die bei den höchsten Kollegien in Peking wurden an Zahl verdoppelt und zur einen Hälfte mit Mandschu, zur andern mit Chinesen besetzt. Den Chinesen blieb auch die gesamte Provinzialverwaltung, mit Ausnahme der höheren Militärstellen und der Befehlshaber in den Festungen. Trotz alledem war es schwer, die neue Gewalt zu befestigen; denn die gestürzte Herrscherfamilie hatte unter den höheren Beamten viele Anhänger, und diese konnten ihren Einfluß geltend machen.

Dem begegnete man, indem der Mandarin seiner Heimat entfremdet wurde: in seinem neuen Wirkungskreise konnte er keinen festen Boden gewinnen, weil er eben nur drei Jahre lang an einem und demselben Orte blieb. Die Mandschu-Dynastie gab allerdings für diese Neuerung eine Menge von Scheingründen an, die sie aus dem öffentlichen Nutzen und der Sorgfalt für das Wohlergehen des Volks herleitete; sie machte insbesondre geltend, daß die Beamten von allen Vorurteilen und Familieneinflüssen unabhängig seien, wenn sie außerhalb ihrer Heimat angestellt würden. Der Hauptgrund lag aber, wie schon gesagt worden ist, darin, daß man den Einfluß der Beamten brechen, sie selbst lediglich von der Regierung in Peking abhängig machen wollte. Die Dynastie hat in dieser Beziehung seit zwei Jahrhunderten ihre Absicht vollkommen erreicht: die höheren Beamten werden aus einer Provinz in die andre versetzt, können nirgends tiefe

Wurzeln im Boden schlagen und treten in kein näheres Einvernehmen mit dem Volke. Die Parteihäupter der national-chinesischen Partei konnten sich nicht auf Beamte stützen, deren Amtsdauer nur kurze Zeit währte, und so brachen denn auch keine Verschwörungen aus.

Aber diese Politik, die ganz geeignet war, eine noch neue Gewalt zu befestigen, mußte nach und nach überwiegend große Übelstände im Gefolge haben. Beamte, die nur zeitweilig an einem Orte leben, bleiben dort eigentlich fremd und haben keine inneren Beziehungen zur Einwohnerschaft; sie machen möglichst viel Geld, werden versetzt und treiben an jedem andern Orte dasselbe, bis sie so viel zusammengescharrt haben, daß sie in ihrer Heimat unabhängig leben können. Sie kümmern sich wenig um die Verwünschungen und den Haß der Bedrückten, denn heute sind sie hier, und in ein paar Wochen um einige hundert Meilen von hier entfernt.

„So ist es gekommen, daß die Mandarinen selbstsüchtig und gleichgültig gegen das Gemeinwohl geworden sind. Das Grundprinzip der chinesischen Monarchie ist zerstört worden, seitdem der Beamte nicht mehr wie ein Familienvater unter seinen Kindern lebt, sondern wie ein Zugvogel wandert. Seit der Herrschaft der Mandschu ist alles im Reiche erschlafft, und vieles ist abgestorben.

Große Arbeiten zum allgemeinen Nutzen, dergleichen die frühern Dynastien unternahmen, Kanäle, hohe Türme, prächtige Brücken, breite Straßen über die Gebirge, Eindeichungen der Ströme, das alles haben die Mandschu unbeachtet gelassen. Was frühere Zeiten Großes geschaffen haben, zerfällt in Trümmer. Die Beamten wechseln so häufig, daß sie gar nicht Zeit haben, ihren Verwaltungsbezirk auch nur einigermaßen genau kennen zu lernen; oft verstehen sie nicht einmal die Volkssprache. Denn man darf nicht etwa glauben, daß alle Chinesen eine gleichartige Masse seien; der Unterschied zwischen den verschiedenen Provinzen ist vielleicht noch stärker als der zwischen den verschiedenen europäischen Ländern.

„In dieser Weise ist die chinesische Staatsgesellschaft seit Beginn der Mandschu-Dynastie mehr und mehr von Verderbnis angefressen worden. Man hat in Europa eigentümliche Vorstellungen über die vermeintliche Unbeweglichkeit dieses Volks. Man glaubt, daß Neuerungen, die doch von den Eroberern eingeführt wurden, alte Einrichtungen und aus dem ganzen Wesen des chinesischen Volkes entsprungen seien. Man glaubt ferner, daß der Chinese Abneigung gegen alles Ausländische habe. Und doch ist beides unrichtig. Der Geist der Ausschließlichkeit und das Fernhalten fremder Elemente ist mehr den Mandschu-Mongolen eigen; erst sie wollten das Reich hermetisch abschließen.

Denn früher standen die Chinesen mit den übrigen asiatischen Nationen in Verkehr. Araber, Perser und Inder durften ihre Häfen besuchen und dort Handel treiben; auch war ihnen keineswegs verboten, das Binnenland zu besuchen. Missionare konnten ganz China durchwandern und unbehindert ihre Religion verkündigen. Marco Polo wurde mit seinem Vater und seinem Oheim zweimal sehr wohlwollend am kaiserlichen Hofe aufgenommen. Diese Venetianer bekleideten einflußreiche Ämter. Marco Polo war sogar Statthalter einer Provinz. Zu jener Zeit lebte in Peking ein Erzbischof, die Christen genossen freie Ausübung ihres Gottesdienstes.

Die Chinesen haben also keineswegs eine eingewurzelte Abneigung gegen die Ausländer. Viele Mandarinen, mit denen wir diesen Gegenstand besprachen, erklärten geradezu, daß die Ausschließungsmaßregeln lediglich ein Werk der Mandschu seien. Diese wollen um jeden Preis ihre Herrschaft behaupten; sie sind eine kleine Minderzahl und fürchten immer, daß Fremde ihnen eine Beute entreißen könnten, die ihnen so leicht geworden war. Deshalb schlossen sie alle Häfen, um die Fremden überhaupt fern zu halten, und im Innern suchten sie ihre Gegner zu verstreuen. Beide Mittel waren bis in die jüngste Zeit hinein durchaus wirksam: eine Handvoll Nomaden (*die Mandschu*) hat zwei Jahrhunderte lang ohne Anfechtung über das am stärksten bevölkerte Reich der Welt geherrscht. Aber dieselben Mittel sind nun auch wirksam, diese Herrschaft zu untergraben. Und eines Tages werden die Fremden, die Barbaren, alle Pforten, die der Eingang zu diesem Reich sind, in Trümmer schlagen und dann ein Volk ohne Zusammenhang finden.

Der edle und ehrwürdige Beamte in Seng-tschehien, ein Chinese aus der guten alten Zeit, beklagte tief den Verfall seines Vaterlands. Er

sagte: »*Seitdem wir von den geheiligten Überlieferungen unserer Vorfahren abgewichen sind, hat uns der Himmel verlassen. Wer die Dinge in ihrem ganzen Gange verfolgt, wer da sieht, wie selbstsüchtig die Beamten sind, wie tief die Verderbnis des Volks ist, kann sich einer düstern Ahnung nicht erwehren; wir stehen am Vorabend eines ungeheuren Umsturzes. Was kommen wird, und welchen Verlauf die Dinge nehmen werden, vermag niemand zu sagen. Aber es leidet keinen Zweifel, daß die Dynastie seit einigen Jahren den Schutz des Himmels nicht mehr hat; das Volk hegt Haß und Verachtung gegen seine Herrscher. Es ist keine kindliche Pietät mehr unter uns, und das Reich wird zusammenstürzen.*« Von einem anderen Mandarinen erzählt Hue: Der Sturz der Mandschu-Dynastie würde diesen Mandarinen nicht betrüben, er hielt es für natürlich, daß China auch einen chinesischen Kaiser habe. Aber die große Volksmasse bekümmert sich wenig um den Staat. Doch ist die Abneigung gegen die fremden Eroberer (die Mandschu) vorhanden.“

Wenn man diese im Jahre 1846 gemachten Aufzeichnungen im Zusammenhang mit dem 1851 beginnenden großen Aufstand erwägt, und wenn man sich ferner erinnert, daß die vereinigten Engländer und Franzosen 1860 die Opfer eines Kriegs brauchten, um sich in dem Frieden von Peking die Eingänge zu dem chinesischen Reiche offen zu erhalten; wenn man sich ferner erinnert, daß der Taiping-Aufstand mit Hilfe der Engländer und wesentlich durch General Gordon als Befehlshaber des chinesischen Heers niedergeworfen wurde: so wird sich einem die Frage aufdrängen, ob diese Unterstützung der chinesischen Regierung nicht ein arger Fehler war.

Wenn die Mandschu-Herrschaft das hauptsächliche Hindernis für die Öffnung Chinas ist, und wenn England keine Eroberungen, sondern nur eben diese Öffnung des Landes für den Weltverkehr anstrebte, so hätte es logischerweise im Interesse Englands liegen müssen, nicht die Regierung, sondern die Aufständischen zu unterstützen, deren Ziel eben der Sturz der Mandschu-Herrschaft war.

Und wenn man heute beobachtet, daß gerade wie sich im Taiping-Aufstande aus religiösen Reformern allmählich Umstürzler der Dynastie entpuppten, so heute zuerst lokale Unordnung entsteht, sich Banden zeigen, die gegen die Fremden vorgehen, allmählich aber hie und da eine Richtung gegen die Mandschu-Dynastie auftaucht; wie man bald eine Boxerbande ihre Farbe ändern sieht, indem sie gestern dem Prinzen Tuan gegen die Fremden, heute aber einem unbekannten Führer gegen die Truppen Tuans zu folgen scheint. (*Das Wort Boxerbande bezieht sich auf den Boxeraufstand, in dem Chinesen gegen christliche Missionare und andere Vertreter westlicher Staaten blutig vorgingen. Er entwickelte sich zu einem regelrechten Krieg zwischen dem Kaiserreich China einerseits und den europäischen Großmächten, den USA und Japan andererseits. Er dauerte von 1899 bis 1901 und endete mit einem Sieg der vereinigten Westmächte*).

Französische Propaganda-Karikatur: die Westmächte teilen China unter sich auf.

Wenn man das allmähliche Umsichgreifen der Bewegung nach Süden hin in die rein chinesischen Provinzen beobachtet, so scheint nur noch ein entschlossener Führer, wie im Taiping-Aufstande, zu fehlen, daß aus dem Sturm gegen die europäischen Fremden ein Sturm gegen die fremden Mandschu-Herrscher wird. Ein solcher Führer kann alle Tage auftreten. Werden die europäischen Mächte dann aus Graf Waldersee einen zweiten Gordon machen, werden sie wieder China unter das Joch der Mandschu beugen helfen? (*Alfred Graf von Waldersee, *1832,*

† 1904) war ein preußischer Generalfeldmarschall. Er war um 1900 Oberbefehlshaber eines multinationalen Truppenkontingents, das zur Niederschlagung des chinesischen Boxeraufstands nach Peking entsandt worden war).

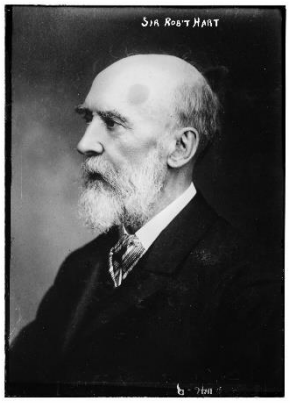
Ich sagte vorhin, daß es meines Erachtens für Europa am besten wäre, wenn China nur für den Warenverkehr geöffnet würde, im übrigen möglichst abgeschlossen bliebe. Aber leider ist diese Möglichkeit sehr gering. Aus dem Warenverkehr ergiebt sich von selbst eine Annäherung, die unwillkürlich innigere Beziehungen schafft, die nicht nur europäische Dinge, sondern auch europäische Menschen und Ideen immer weiter ins Innere Chinas verschiebt, und die notwendig auch die schützende Hand der europäischen Staaten nach sich ziehen muß.

Wenn man nun die Abschließung Chinas weder aufrecht halten kann noch will, dann liegt es doch am nächsten, der Macht dort die Hand zu reichen, die einer Öffnung des Landes am wenigsten abgeneigt ist, nicht aber der Mandschu-Dynastie, in deren Interesse und Tradition die Abschließung liegt. Gordon rettete die Dynastie, die heute an der Spitze ihrer Boxer die Ausrottung aller Fremden unternommen hat, und nun sollten die vereinigten Mächte diese Dynastie noch einmal retten? Warum? Zu welchem Zweck?

Ich sehe keinen anderen Grund, als weil man fürchtet, daß die durch den Sturz der Dynastie eintretende große Umwälzung für einige Zeit das Geschäft stören, den fremden Banken und Handelsleuten Verlust bringen könnte. Oder fürchtet man, daß die europäischen Mächte sich einander in die Haare geraten könnten? Also um einige Millionen zu retten oder aus Mißtrauen und Eifersucht gegeneinander würde der alte, für China verderbliche und für die dort interessierten oder lebenden Fremden immer bedrohliche Zustand wiederhergestellt werden.

Wiederhergestellt nach immerhin großen Verlusten, die durch diese Wirren verursacht worden sind, und mit der Wahrscheinlichkeit, ja fast Gewißheit, daß nach Verlauf einiger Zeit der Aufstand gegen die Mandschu wiederum losbrechen und noch größere Verluste für unsre Taschen mit sich bringen wird. Sollen wir uns hierfür bemühen? Sollte das nicht eine kurzsichtige Politik sein?

Aber es ist schwer, ein solches Urteil zu äußern, nachdem sich solche Autoritäten wie Herr Robert Hart für die Notwendigkeit, das heutige China unbeschädigt zu erhalten, ausgesprochen haben.



(Sir Robert Hart (1835 – 1911) war ein englischer Diplomat und ein Beamter der chinesischen Staatsverwaltung während der Qing-Dynastie. Von 1863 bis 1911 war er zweiter Direktor der chinesischen Reichs-Zollbehörde. Er lebte von 1854 bis 1911 in China und genoß wegen seiner bewiesenen Uneigennützigkeit großes Vertrauen bei den Chinesen.)

Vielleicht ändert aber sogar Herr Hart seine Meinung, wenn diese Wirren nicht durch einen neuen Pekinger Frieden in kurzer Zeit beendet werden, wenn sich vielmehr, wie eher anzunehmen ist, die Erhebung verallgemeinert. Ein Zusammengehen der fremden Mächte mit der Dynastie gegen eine große Erhebung, die die Befreiung des Landes von der Herrschaft der Mandschu zum Ziel hätte, wäre denn doch eine höchst sonderbare Politik. Wie? Sollten die Mächte eine Regierung stützen, die soeben unter dem Schein eines Volksaufstandes, unter der Firma privater Verschwörungen von langer Hand her und mit großer Vorsicht ein Blutbad unter den Unterthanen dieser Mächte, einen Versuch der Ausrottung aller dort lebenden Christen veranstaltet hat? Eine Regierung, die jederzeit der Politik der offenen Thür am feindlichsten gewesen ist? Sollten sie diese Regierung gewaltsam in der Macht erhalten, nur weil heute kein Kandidat für den Thron von China fertig und bereit steht?

Wie vor fünfundvierzig Jahren, so dürfte sich auch jetzt ein Führer finden, wenn erst der Aufstand an Macht stark genug geworden sein wird, daß er sich offen und allgemein gegen die Regierung richten kann. Es leben in China noch viele Nachkommen der alten Ming-Dynastie, und auch wenn China wieder in mehrere Reiche zerfiele, wo wäre da das Übel? Vor alters bestanden mehrere chinesische Reiche, und nach dem mittleren davon mit der alten Hauptstadt Nanking nennt man noch heute oft das ganze China das ‚*Reich der Mitte*'. Wer hat denn ein Interesse daran, dieses heutige Mandschureich in seinem Riesenumfang zu erhalten? Von allen fremden

Mächten könnte, dünkt mich, nur Rußland ein solches Interesse haben.

Bleibt die Mandschu-Dynastie an der Regierung, und bleibt Peking Hauptstadt, so hat Rußland vermöge der Nähe seiner Grenze sowie vermöge der festen Basis seiner Eisenbahn in der Mandschurei eine solche Macht vor den andern Staaten voraus, daß der russische Gesandte leicht in Peking künftig die Rolle spielen kann, die der russische „Ambassadeur“ vor hundertfünfundzwanzig Jahren in Warschau spielte. Rußland stellt sich deshalb heute so freundlich als möglich zu China, trotz der Besetzung des chinesischen rechten Flußufers des Amur durch russische Truppen.

Es muß ihm daran liegen, jederzeit und leicht auf die Hauptstadt und die Regierung den Daumen drücken zu können, woraus folgt, daß es für ein ungeteiltes China unter der Mandschu-Dynastie und mit Peking als Residenz sein muß. Es muß ihm ferner, von seinem Geldmangel, der einen Krieg verbietet, ganz abgesehen, daran liegen, sobald als möglich wieder Frieden zu haben, um mit seinem Bahnbau fertig zu werden, um den Einfluß der anderen Mächte in Peking nicht weiter neben sich zu haben, um möglichst allein zu bleiben mit seinen vorläufigen Freunden. Es wird also bestrebt sein, die Mächte von Peking, von China baldigst wegzulocken und zugleich der Dynastie beizustehen.

Sind die Truppen und Schiffe der andern erst einmal abgedampft, dann hat Rußland immer noch in Sibirien und am Amur Kriegsmacht genug, daß es Forderungen stellen und durchsetzen kann, falls Japan ihm nicht etwa in den Arm fällt. Bis dahin aber muß es streben, in guten Beziehungen zu China zu bleiben, um nicht genötigt zu sein, eine Grenze von einigen tausend Kilometern gegen feindselig gesinnte Nachbarn zu schützen. Die chinesische Nachbarschaft hat eben für Rußland ihre Vorteile, aber auch ihre Nachteile.

Umgekehrt ist es bei Deutschland und den anderen Staaten außer Japan, die nicht ein Heer an der Grenze von China erhalten können. Wenn aus dem einen Reiche drei kleinere entstünden, wenn die Mongolei und Tibet unabhängig würden, so könnte das der Aufschließung dieser Länder nur günstig sein. Säße in Nanking wieder wie vor der Mandschu-Zeit ein Kaiser, so würden sich die Beziehungen, auf die wir in Zukunft am Yangtse hoffen, voraussichtlich leichter und besser gestalten als bisher. Wollte Rußland die ganze Mandschurei annektieren, so wäre das für Japans Aussichten in Korea sehr gefährlich, aber für Europa von geringer Bedeutung unter der Voraussetzung, daß Peking nicht die Hauptstadt von ganz China bliebe. Die bloße territoriale Ausdehnung bedeutet für Rußland sicherlich noch keinen Machtzuwachs, der Europa beunruhigen müßte.

Auch wird sich Rußland sehr wahrscheinlich damit begnügen, möglichst viel an Handelsgebiet und an politischem Einfluß zu gewinnen. Hierbei wäre ein Zerfall Chinas für Europa eben gegenüber dem russischen Einfluß vorteilhaft. Fällt das nördliche China mehr unter russischen Einfluß, so öffnete sich uns und andern leichter das Gebiet des blauen Stroms. Und dieses Gebiet ist wirtschaftlich gewaltig.

Der französische Missionar, den ich oben schon angeführt habe, spricht in Ausdrücken des höchsten Entzückens von diesem Strom und seinen Uferländern. Dieser Strom, einmal für uns geöffnet und frei von Binnenzöllen, würde uns einen ungeheuren Warenverkehr in Aussicht stellen. Er stellt die Verbindung her mit dem metallreichen Tibet, vielleicht dem einzigen Goldlande, das noch nicht von Europäern ausgebeutet wird. Er durchströmt Setschuan, die größte und schönste Provinz Chinas, und China wird von Hue im allgemeinen schon als ein außerordentlich fruchtbares Land geschildert, das mit Fleiß und Umsicht angebaut wird. „Das schöne, üppige Land, sagt Hue von Setschuan, ist von großem Einfluß auf seine Bewohner, die sich vor allen übrigen Chinesen vorteilhaft auszeichnen. In den großen Städten herrscht vergleichsweise große Ordnung und Sauberkeit; auch der Anblick der Dörfer zeugt von Wohlstand, und die Sprache ist im allgemeinen fast so rein wie in Peking selber, nicht ein so unverständliches Patois wie in manchen andern Provinzen. Der Bewohner von Setschuan ist stark und kräftig usw.“ Setschuan ist eine Kornkammer für andre Provinzen, es enthält Salz, Steinöl, Kohlen, es ist sehr dicht bevölkert, der Verkehr auf dem Fluß und den längs des Flusses führenden Straßen gleicht einem ununterbrochenen Jahrmarkt. Als Hue um das Jahr 1846 diese Provinz bereiste, zählte man dort etwa

100.000 Christen. Weiter abwärts, in der Provinz Hu-pe (heute Hubei), liegt das „Herz des chinesischen Handels," aus drei am Fluß einander gegenüberliegenden Städten bestehend, die zusammen nahezu 8 Millionen Einwohner beherbergen sollen, und deren bedeutendste Han-keu ist, der Hauptlagerplatz für alle achtzehn Provinzen Chinas.

Wuhan im Zentrum Chinas

„Ganz China, sagt Hue, von Nord nach Süd, von Ost nach West ist ein ewiger Markt und eine permanente Messe das ganze Jahr lang. Und doch wird sich niemand eine richtige Vorstellung von dem ungeheuren Umfang des Handelsbetriebs machen können, wenn er nicht die drei Städte Han-yang, Utschang-fu und Han-keu (*heute alles Stadtteile von Wuhan, 8 Mio Einwohner*) gesehen hat. Namentlich die letzte, der »Mund der Handelsniederlage«, erscheint in jeder Beziehung merkwürdig. Dort ist alles Laden oder Warenlager, und das Wogen und Drängen ist so stark, daß man nur mit Mühe hindurch kann. Der große Hafen von Han-keu ist buchstäblich ein ungeheurer Mastenwald, und man erstaunt, wenn man mitten in China eine solche unzählige Menge von teilweise sehr großen Schiffen sieht.“

Nach Han-keu zieht sich der Handel von ganz China, „von dort aus verteilen sich die Waren; denn die Stadt hat eine ungemein günstige Lage und bietet für den Verkehr eine Menge von Vorteilen. Sie liegt so recht im Herzen von China, wird vom blauen Strom umflossen und steht durch ihn in direkter Verbindung mit dem Westen und dem Osten. Nach Norden hin sind die Verbindungswege nicht so bequem; diesem Mangel ist aber durch ein bewundernswürdig ausgedachtes Kanalsystem abgeholfen worden. Dieses verbindet alle Seen und schiffbaren Flüsse untereinander, und man kann durch alle Provinzen reisen, ohne daß man nötig hätte, sein Fahrzeug zu verlassen.“ Zahllose Schiffe beleben den Strom, seine Nebenflüsse, Seen und Kanäle.

Es ist erklärlich, daß die Engländer auf dieses ungeheure Handelsgebiet des Yangtse-Kiang immer ein lüsternes Auge gerichtet haben. Aber wenn Hue Recht hat, so wird das weitere Vordringen des europäischen Absatzes immer mit Schwierigkeiten zu kämpfen haben.

„Die chinesische Regierung, sagt Hue, hat niemals den Handel mit den Europäern begünstigt, sondern hat ihm im Gegenteil Hindernisse in den Weg gelegt und würde ihn am liebsten ganz beseitigt haben, weil sie glaubt, daß er die wahren Interessen des Landes beeinträchtige. Sie meint, der Handel sei für das Land nur dann ersprießlich, wenn er es überflüssiger Artikel entledige und dafür nützliche und notwendige Waren herbeischaffe. Diesem Grundsatz gemäß folgert sie, daß, indem der auswärtige Handel die gewöhnliche Quantität Seide, Thee und Porzellan vermindere und zugleich eben dadurch den Preis aller dieser Waren in den Provinzen steigere, er dem Reiche keinen Vorteil bringe; es sei deshalb geraten, ihn möglichst zu beschränken.

Sie legt auf die europäischen Luxusgegenstände und kostspieligen Bagatellen der europäischen Industrie keinen Wert und läßt sich dadurch nicht verblenden. Dagegen ist ihr der Handelsverkehr mit den Mongolen und Russen genehm, denn durch diesen erhält sie Artikel, deren sämtliche Provinzen bedürfen, nämlich Leder und Pelzwerk. Überhaupt haben die Chinesen vom Handel ganz andre Ansichten und Begriffe als die Europäer. Schon vor mehr als zweitausend Jahren äußerte sich Kuan-tse, ein berühmter Staatswirt, in folgender Weise:

„Geld, das durch den Handel ins Land kommt, bereichert es nicht in demselben Verhältnis, als durch den Handel hinausgeht. Auf die Dauer kann kein andrer Handel vorteilhaft sein als ein solcher, der im Austausch nützlicher oder notwendiger Waren besteht. Der Handel mit Gegenständen des Prunks, der Delikatesse oder der Neugier, mag er durch Tausch oder durch Kauf geschehen, hat zur Vorbedingung den Luxus. Dieser besteht darin, daß manche Bürger eine große Fülle am Überflüssigen haben; das setzt aber voraus, daß viele andre am Notwendigen Mangel leiden. Je mehr Pferde die Reichen vor ihre Wagen spannen, um so viel mehr andre

Leute müssen zu Fuß gehen; je größer und prachtvoller ihre Häuser sind, um so kleiner und armseliger sind die der Dürftigen; je mehr Gerichte auf ihrer Tafel stehen, um so mehr Leute sehen sich lediglich auf Reis allein angewiesen. Es ist am besten, wenn die Menschen, die die Staatsgesellschaft ausmachen, durch Gewerbsamkeit, Arbeit, Umsicht und Sparsamkeit in einem wohlbevölkerten Reiche so viel erwerben, daß alle das Notwendige haben, und manche sich das zur Bequemlichkeit Erforderliche verschaffen können."

Wie man hieraus und aus vielen andern höchst interessanten Mitteilungen Hues sehen kann, haben die chinesischen Sozialpolitiker vor zweitausend Jahren nicht viel andre Weisheit ans Licht gebracht, als unsre heutigen sozialistischen Propheten, nur scheinen sie sachlicher, praktischer und weniger phantastisch gewesen zu sein, als unsre Weltverbesserer es oft sind.

Wenn aber, wie Hue angiebt, diese vor zweitausend Jahren geäußerte Ansicht noch heute die der chinesischen Regierung ist, so muß man, so gern man sie gelten lassen mag, in ihr doch ein starkes Motiv für die Abneigung gegen die von uns Europäern so stürmisch geforderte offene Thür anerkennen. Hue meint auch, daß solange diese Ansicht in Geltung bleibt, europäische Produkte niemals auf beträchtlichen Absatz rechnen dürften. „Sie wird aber, meint er weiter, gelten, solange die Chinesen bleiben wollen, was sie nun einmal sind, und solange sie sich nicht einem anderen Geschmack und anderen Gewohnheiten zuwenden. Der auswärtige Seehandel liefert ihnen nichts, dessen sie notwendig bedürften, ja was ihnen auch nur von wirklichem Nutzen wäre; es liegt ihnen also wenig daran, ob er Ausdehnung gewinnt, oder ob er aufhört." Inzwischen hat die Erfahrung gelehrt, daß sich Geschmack und Gewohnheiten der Chinesen denn doch manchen europäischen Erzeugnissen zugewandt haben, so daß wir auf ein Fortschreiten dieser Änderung hoffen dürfen. Dafür spricht, daß, wie Hue sagt, die Chinesen an Handelsgeist und kommerzieller Thätigkeit von keinem andern Volke übertroffen werden. „Ihr fruchtbares Land liefert eine unendliche Produktenfülle, ihr ausgedehntes Reich besitzt eine Menge von Verkehrswegen zu Wasser und zu Lande; das Volk ist allezeit in rührigster Thätigkeit, und zugleich sind Gesetze und Sitten dem Handelsbetrieb förderlich." Die chinesische „*Industrie ist geradezu bewunderungswürdig in Bezug auf alles, was auf nützliche Dinge und Bequemlichkeiten des Lebens Bezug hat*."

Nimmt man alles zusammen, so kommt man immer wieder zu dem Schluß, daß es ebenso in unserem wie im Interesse Chinas liegt, die Herrschaft der Mandschu zu beseitigen, wenn nun einmal China in unser europäisches Kulturleben und unsern Verkehr hereingezogen werden muß oder soll. Und dazu dürfte der günstigste Augenblick nahe bevorstehen. Unter den Mandarinen selbst scheinen sich ja, und zwar bis in die höchsten Regionen des Beamtentums hinauf, in neuster Zeit Männer zu zeigen, die einer tiefgreifenden Reform Chinas zustreben.

Das sind unsre gegebernen Bundesgenossen. Helfen wir den Chinesen, sich von dem Druck dieser Mandschu-Dynastie samt ihrem räuberischen Beamtenheer zu befreien, so dürfen wir hoffen, daß nicht nur der von den Mandschu dekretierte und eingeführte Zopf verschwindet, sondern eine durchgreifende Regeneration des Volks beginnen werde. Gar manchem bei uns mag diese Aussicht unheimlich und bedrohlich erscheinen. Aber entweder das eine oder das andre müssen wir doch anstreben: Abgeschlossenheit unter der Herrschaft der Mandschu, oder Europäisierung Chinas, wie die Japaner, freilich in ihrer japanisierenden Weise, es wollen, und dann ohne Mandschu. Von der Stellung, die die fremden Mächte zu der Dynastie einnehmen werden, wird sehr wesentlich, wenn nicht die Zukunft Chinas, so doch das Verhalten des künftigen China zu den europäischen Kulturvölkern abhängen. Und schlimmere Feinde als die Mandschu es sind, können uns Europäern in einem von ihrem Druck befreiten China schwerlich erstehen.